Haus und Welt

Merkworte:

Der herrliche Kirchengesang: Veni sancte Spiritus! ist ganz eigentlich ein Appell ans Genie; deswegen er auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig anspricht. Goethe.

*

Das Wahre bewahrheitet sich sogleich an der Tat.

Drei Feuer in der Nacht

An einem klaren Vorfrühlingsmorgen raste der Zug der „Canadian-Pacific" am Ufer des Oberen Sees entlang. Ich war im Laufe der Fahrt von Ottawa her mit einem französischen Kanadier bekannt geworden, der mir den langen Weg durch anregende Plaudereien zu verkürzen wußte. Wir hatten soeben die Brücke über den Nipigon hinter uns gelassen, als mir mein Begleiter weit draußen in der Bucht, die hier den nördlichsten Winkel des Sees bildet, den Saum einer Insel zeigte. „Sehen Sie dort drüben die „Feuerinsel"? Auf ihr habe ich vor Jahren ein unvergeßliches Abenteuer erlebt. Ich fuhr damals im Winter mit dem Zuge, der Fort William bei Einbruch der Nacht verläßt, auf Ottawa zu und saß am Fenster meines Schlafabteils, denn aus irgend einem mir unerklärlichen Grunde hatte ich trotz meiner gesunden dreißig Jahre keinen Schlaf finden können. So starrte ich in die Nacht hinaus und suchte den einen oder anderen Punkt der Landschaft, die mir von mehreren Jagd- und Fischzügen mit meinem Freund und Führer Peter Tremblay aus Bleßport her vertraut und lieb waren, wieder zu erkennen.

Da sah ich plötzlich draußen auf dem See eine, dann zwei, zuletzt drei Flammen aufleuchten. Ich fuhr auf, denn drei Feuer in einer Linie bedeuten hier an den Großen Seen, daß ein Menschen in höchster Gefahr um Hilfe ruft. Erregt suchte ich den Standort der Lichter zu ermitteln. Da stand ich, daß die Feuer draußen auf der Insel brennen mußten, die Tremblay und ich auf unseren Jagden nach Karibus und Damhirschen so oft durchstreift hatten und die so reich an Wild war, daß wir uns für den langen Sommeraufenthalt ein Blockhaus bauten. Später hatte ich für ein Spottgeld von der Regierung einige Acker Land dort drüben gekauft und sie zusammen mit der Hütte Tremblay als Dank für eine mutige Tat, die mich vor den Hufen und dem Geweih eines angeschossenen Karibus rettete, geschenkt. Wenn sich jetzt ein Mensch auf der Insel in Gefahr befand, so konnte es nur Tremblay sein.

Ich suchte den Zugführer auf und vermochte ihn mit guten Worten zu veranlassen, eine Sekunde in Bleßport zu halten, so daß ich aus dem Zuge springen konnte. Auf der Station war man über den ungewöhnlichen Aufenthalt des Fernzuges und über meine Ankunft sehr erstaunt. Ich berichtete dem mir bekannten Beamten von meiner Entdeckung und fragte nach Peter Tremblay. „Ja, der ist seit vorigem Herbst drüben auf der Insel," antwortete mir der Vorsteher. Wir holten in aller Eile die Draisine aus dem Schuppen und jagten auf den Schienen in die bitterkalte Nacht hinaus an das Seeufer.

Unterwegs erzählte mir Leduc, der Eisenbahner, daß Tremblay, den ich im Jahr zuvor als glücklichen jungen Ehemann verlassen hatte, durch eine Spekulation mit Aktien einer Schwindelgesellschaft vollständig verarmt war. Schließlich hatten die Gläubiger sein Haus in Bleßport verkaufen lassen, und in seiner Not war Tremblay in die Blockhütte auf der Insel übergesiedelt, weil niemand das wertlose Land dort drüben haben wollte. Seitdem hatte man nichts mehr von Peter Tremblay gehört.

Inzwischen waren wir an den See gekommen. Draußen auf der Insel brannten noch die Feuer; zeitweise schien eins zu verglimmen, um dann wieder zu haushoher Flamme aufzulodern. Es blieb kein Zweifel mehr, daß dort drüben ein Menschenleben in höchster Gefahr schwebte. Eine schwere Krankheit oder das Fehlen aller Nahrungsmittel mußte die Insulaner zum Notruf zwingen.

Da wir beide in der Nacht nichts weiter unternehmen konnten, fuhren wir nach Bleßport zurück. Am anderen Morgen ging ich sofort zum Postenkommandanten und berichtete ihm unsere Beobachtung. Er erklärte sich bereit, mit mir den Versuch zu unternehmen, Hilfe nach der Insel zu bringen. Ich suchte dann noch den Arzt auf, den ich von früher her kannte und auch dieser wollte sich der Fahrt anschließen.

Wir liehen uns von einem Fischer ein leichtes Kanu, das uns drei und etwas Proviant tragen konnte. Der Arzt versah sich noch mit seiner Reiseapotheke, dann fuhren wir mit der Draisine an den See.

Die Wanderung über das Eis wurde zu einem halsbrecherischen Wagnis. Zuerst mußten wir einen Kilometer über hohe Eisblöcke klettern, die von der Strömung vier bis fünf Meter hoch aufgetürmt worden waren. Bald zogen wir das Kanu zu uns hinauf, bald ließen wir es an Stricken wieder hinunter, immer in Gefahr, auf dem Eis auszugleiten und in einer Spalte erdrückt zu werden. So brauchten wir über drei Stunden, ehe wir ebenes Eis erreichten. Die Hände waren uns trotz der dicken Pelzhandschuhe schon fast erstarrt und der Schweiß gefror auf unseren Gesichtern zu einer beißenden Eisschicht. Drei Kilometer weit konnten zwei von uns das Boot abwechselnd tragen, während der Dritte vor uns herging und mit dem Stock den Grund prüfte. Ein Dutzendmal überquerten wir freies Fahrwasser im Eise mit dem Kanu, dann begann wieder die Wanderung über die ebene Fläche und dazwischen über den Untiefen der Bucht, das Klettern über die Blöcke. Oft waren wir der Verzweiflung nahe, wenn uns die angestrengte Arbeit einer halben Stunde nur um einige hundert Schritte vorwärts brachte.

Als uns noch ein Kilometer Ufereis von der Insel trennte, brach die Nacht herein. Wir hofften, jetzt die Feuer aufleuchten zu sehen. Doch nichts regte sich auf der Insel. Ein verzweifelter Kampf mit Eis und Finsternis begann. Wir mußten das Kanu liegen lassen und quälten uns mit dem Proviantsack und dem Apothekenkasten weiter. Da kam uns in der Not der Mond zu Hilfe, der unvermittelt hinter den jagenden Wolken auftauchte und den Weg zur Insel wies. Vollkommen erschöpft erreichten wir das tief verschneite Land.

Als wir die Hüttentür aufrissen, war es in ihrem einzigen Raum dunkel. Nur auf der Feuerstelle glimmten noch einige Holzkohlen unter der Asche. Beim Schein der mitgebrachten Kerze fanden wir Tremblay und seine Frau auf ihrem Mooslager. Sie war totenbleich, ihr Gesicht eingefallen, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß sie dem Hungertode nahe war. Wir weckten sie, und der Arzt flößte ihr rasch gewärmte Milch ein. Dann bemühten wir uns um Tremblay, der in hohem Fieber lag. Eine große eiternde Schenkelwunde wurde vom Arzt sachgemäß verbunden, und einige Chinintabletten verminderten langsam die Gluthitze des Körpers.

Als die Frau sich erholt hatte, erzählte sie uns von ihrem vierzehntägigen Martyrium. Ein Karibu hatte Tremblay auf der Jagd verletzt und das Gewehr unbrauchbar gemacht. Nur mühsam konnte sich Peter zur Hütte schleppen; infolge des Mangels an Desinfektionsmitteln und Verbandsstoffen begann die Wunde zu eitern, und Tremblay bekam das Wundfieber. Die Frau versuchte, in Schlingen Hasen und Schneehühner zu fangen, doch umsonst. Als die Lebensmittel ausgingen, zündete sie eine Woche lang jede Nacht die drei Notfeuer an; doch niemand kam zu ihrer Rettung. In der Nacht, da wir auf dem Weg zur Insel waren, hatten ihr die Kräfte gefehlt. Ohne mein zufälliges Wachen auf der nächtlichen Fahrt nach Ottawa wären die beiden Menschen elend umgekommen.

Wir gaben noch in der gleichen Nacht dem am anderen Ufer wartenden Stationsvorsteher Nachricht von der Rettung, indem wir ein Feuer in kurzen Abständen aufleuchten, und niederbrennen ließen. Keiner hatte aber den Mut, die Wanderung über das bei den drohenden Märzstürmen doppelt gefährliche Eis zu wägen, und den Doktor bannte obendrein seine Pflicht noch für einige Tage an die Seite Tremblays. So blieben wir zwei Wochen auf der Insel, bis ein Eisbrecher aus Fort William sich zu uns durchkämpfte und Tremblay dorthin ins Krankenhaus brachte.

Ein kurzer Traum

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Manchmal geschehen zwischen den steinernen Mauern ganz alltägliche Dinge, die aber im Grunde genommen, doch wie ein Märchen anmuten und als solches auch anzusprechen wären. Sehr selten sind solche Vorkommnisse: die Hast des Lebens, die Jagd nach Geld, die Mühsal, die vielen Sorgen vom Herzen zu halten, sie alle lassen manchen Lichtblick und manchen hellen Traum übersehen.

Großstadtmärchen sind einsam, kommen und gehen wie Sonnenstrahlen über die graue Stadt, wie Sonnenlichter, hell und golden, schön und froh...

Mit halbhungrigem Magen ging da eines Tages der kleine Rudolf Lohwasser in die Schule. Er trottete langsam dahin, blieb manchmal vor den Auslagen eines früh aufgesperrten Geschäftes stehen, um nachzusehen, ob noch alle Bonbons in den Schachteln lagen, oder er stand vor den Fenstern der kleinen Kaffeeschenken und dann erinnerte er sich an die Schale schwarzen Kaffees, den heute sein Pflegevater — man kann nicht sagen — „serviert" hatte. Und hier tranken sie weißen Kaffee und aßen Semmeln. Und jetzt sah er, wie ein Mann die Schale gar nur halb zu Ende trank und aufstand und fortging.

In diesem Augenblick schlug es von einer Kirche die achte Stunde.

Der Knabe Rudolf Lohwasser stand erschrocken da und begann dann rasch der Schule zuzulaufen.

Aber nun geschah es, daß der Knabe knapp vor der Schule auf ein Päckchen stieß, das vor ihm am Boden lag. Er bückte sich rasch, hob es auf, sah sich um und öffnete es dann: fand darin zwei Schinkensemmeln und eigens in ein weiches Zeichenpapier eingemacht, eine ganz neue grüne Knopffarbe, Günther Wagner, und dazu einen kleinen samtweichen Pinsel.

Dieser Fund, der knurrende Magen, der sonnige Morgen, waren für den Knaben ein bißchen zu stark, um ihn zum Schulgang anzueifern. Einmal, dachte er sich, darf ich die Schule schwänzen. Und die Schinkensemmeln leuchteten und verführten und machten viel Appetit. Genau genommen hatte der Knabe Rudolf Lohwasser niemals die Schule geschwänzt, obwohl er eigentlich auch kein Knabe war, sondern ein armer „Bub", denn sein Pflegevater war mittelos, seines Zeichens Laternenanzünder.

Nun, der Knabe Rudolf Lohwasser macht sich diesmal auf den Weg, der ihn nicht zur Schule führte.

Er kam zu einem Kanal, ganz knapp am Wasser, setzte er sich nieder. Packte die Schinkensemmeln aus, legte die Knopffarbe, den Pinsel und das Zeichenpapier neben sich und begann erst gehörig zu frühstücken. So wunderbar war ihm noch kein Morgen erschienen, so unternehmungslustig war er noch nie, er fühlte sich reich und zufrieden; er war ja satt. Nun fragte es sich, was er mit der Farbe beginnen sollte. Er könnte sie dem Klemens Kalonder verkaufen, der Klemens Kalonder war reich und zahlte sofort. Auch den Pinsel könnte er ihm verkaufen. Oder sollte er sich dafür etwas eintauschen? Der Cyprian Weller hatte eine Reihe doppelter afrikanischer Marken, das wäre ganz etwas Feines. Aber der Jonas Fenichel hatte einen Igel, einen lebenden Igel, ganz bestimmt, denn er brachte ihn einmal in die Schule mit, ob sich vielleicht da etwas machen ließe?

Aber da ereignete sich plötzlich, daß es dem Knaben leid tat, diese wunderschöne Farbe und den Pinsel zu verlieren. Sein Pflegevater konnte ihm solche Dinge doch nicht kaufen; er war ja glücklich, sie zu besitzen. Und schlecht war es ihm auch nicht, daß er die Dinge mitgenommen hatte. Gott, so eine kleine, süße Farbe und so ein winziger Pinsel... Was die schon viel kosteten...

Er hatte den jähen Einfall, auf das Zeichenpapier einige Dinge zu malen.

Das war begreiflich, wenn man bedenkt, daß der Knabe Rudolf des Morgens nur schwarzen Kaffee bekam, des Mittags eine Suppe und des Abends nicht viel mehr. Die schönen Sachen sah er nur bei anderen. Ach, so eine Knopffarbe, so ein wenig malen dürfen, das war doch wunderschön.

Es war wunderschön.

Er setzte sich hin, glättete das Papier, holte sich eine Hand voll Wasser, das er auf einen ausgehöhlten Stein schüttete. Dann vergaß er plötzlich auf alles: auf alles, was ringsumher war, lebte und geschah. Er überhörte den Zug, der über die Brücke donnerte, er überhörte die Wagen und den Stimmenlärm der Menschen aus den Häusern. Er lag da und malte.

Irgendetwas war bei ihm, die Vergessenheit, der Traum, ein bißchen Glück. Das Märchen. Das Märchen kam her, irgendwo über diese grauen Dächer, durch diese grauen Gassen

Der Knabe Rudolf malte. Er malte unbeholfen und kindisch. Eine Landschaft; ein Haus, Bäume malte er. Und eine endlose Wiese. Alles nacheinander, schief und verwackelt. Aber er wußte ja, was es bedeutete. Er wußte, das da ist der Himmel, obwohl der Himmel niemals grün ist. Für ihn war er auch nicht grün, sondern blau. Er malte Bäume und Wiesen, einen grünen Bach und ein grünes Haus; ein grünes Pferd oder so etwas ähnliches; es konnte auch eine Kuh gewesen sein. Für ihn war dies alles etwas Wunderbares. Ein Paradies war es.

In einer zarten seligen Freude, die wie Duft über ihn kam, trat er aus dieser grauen Welt und wanderte in eine andere. Ja, da waren die grünen Wiesen, der blaue See, die weißen Spitzen der Berge, die grünen Wälder, die weiße Straße und das schöne, weiße Haus. Fast wie ein Traum war es.

Und eine Frau kam über die Wiesen herüber, eine schöne blonde Frau; sie breitete die Arme aus, ganz weit und ihr Gesicht leuchtete wie die Sonne und es lachte ganz hell und froh und ihre Lippen waren sehr zart und rot und etwas geöffnet. Und sie rief plötzlich: „Rudolf! Rudolf!"

Er lief der schönen blonden Frau entgegen, ließ sich von ihr auffangen, fühlte ihre Arme, schmiegte sich an das weiche, seidenfeine Gewand und sah in ihr Gesicht. Ach, diese Augen waren so blau, so wunderbar blau wie der Himmel und sie strahlten, ach, sie strahlten so klar wie die Sonne.

Und die Lippen waren so süß und die Wangen so weich.
Und irgendwo sang eine helle Stimme ein Lied.
Und Blumen dufteten ringsum.

Und wunderbare goldne Birnen hingen an zahllosen Bäumen. Und dunkle Weintrauben leuchteten. Und rotbackige Aepfel... Und die Frau ward immer wunderbarer, ihre Augen immer heller, ihr Haar immer goldener.

Da rief er plötzlich ganz voll Seligkeit: „Mutter!" Und noch einmal: Mutter!

Und die Mutter lächelte und war voll Freude, schlang die Arme heftiger und liebevoller um ihn, streichelte dann sein Haar und er durfte sie noch immer auf die weiche, wunderbare Wange küssen.

Da... tat es einen Knall neben ihm. Er schrak auf. Sah verstört in die graue Wirklichkeit gerissen, um sich. Aber niemand war da, nur ein Lachen hörte er. Dann fiel sein Blick auf das Zeichenblatt, auf den grünen See, denn grünen Himmel, das grüne Haus. Das heißt, er sah es nicht mehr. Ein gelber, brauner, faulriechender Brei verdeckte alles. Jemand hatte nach ihm einen faulen Apfel geworfen.

Nun war alles fort. Der Traum, die schöne Frau mit den blonden Haaren und den weichen Wangen, die grüne Farbe und der seidenweiche Pinsel. Dem Knaben Rudolf Lohwasser schossen plötzlich die Tränen in die Augen. In einem jähen Groll und in der Aufwallung eines gewissen Strafgefühles für die Missetat bückte er sich und hob zwei schwere Steine auf. Damit wollte er die Fensterscheiben einschlagen, er hob die Hand und zielte,... und da öffnete eine Frau das Fenster in einem Hause. Sein Blick blieb an dieser Frau hängen. Das war doch die Frau, die er eben im Traume begegnet hatte; das blonde Haar leuchtete in der Sonne... er ließ die Hände sinken, die Steine entfielen ihm... „Mutter" flüsterten tonlos seine Lippen. Und da verschwand die Frau wieder, nachdem sie ihm glücklich zugelächelt hatte. Ach, es war irgendeine unbekannte Frau und sie hatte bestimmt nicht dem Knaben zugelächelt. Aber der Knabe hatte seinen Groll vergessen und, da es eben von einer Kirche neun Uhr schlug, trottete er langsam der Schule zu. Auf dem Weg dorthin begegnete ihm der Jonas Fenichel, der zu Hause einen lebenden Igel hatte... „Was?" fragte Rudolf erst erschrocken, „du schwänzt die Schule?" Eigentlich wollte er „auch sagen." Der Fenichel lachte. „Mach keine dummen Witze, Rudolf". „Witze, wieso Witze?" — „Heut ist doch frei!" — Rudolf erinnerte sich. „Ach ja, rief er, darauf habe ich ganz vergessen, das ist ja fein! Was macht dein Igel?" Dann gingen beide ein Stück Weg mitsammen und dem Rudolf Lohwasser war es plötzlich froh und leicht ums Herz. Der Traum, den er vor einer Stunde geträumt hatte, war natürlich längst aus und vergessen.

Bastelei

Humoreske von Will Wagner-Stürmer.

Die erste Erfindung des berühmten Jan Pinot war ein Produkt des Zufalls. Eine lächerliche Fügung fadenscheiniger Ereignisse. Sie werden es kaum glauben, es ist wie ein Märchen die Geschichte jenes Brutapparates, der heute in zweiundvierzig Kulturstaaten patentiert ist und den Grundstein zu dem Ruhm des jungen Erfinders legte. Kleine Ursachen zeitigen große Wirkungen. So auch hier.

Pinot war kein Genie und ist es heute erst recht nicht. Eines Abends hatte er von Molly Abschied genommen und ihr im Hausgang noch irgendein dehnbares Versprechen gegeben, als er vor der Tür mit einem Bekannten zusammenstieß. Sie hatten sich vielleicht dreimal gesehen, einmal im Kino zusammen einen Eckplatz geteilt und grüßten sich anständig, wenn auch etwas verlegen.

Diese Begegnung entschied das Schicksal Jan Pinots.

Sie waren zuerst schweigend nebeneinander hergegangen und wollten sich trennen, als Pinot das Paket auffiel, das sein Bekannter auf dem Rücken schleppte.

„Nanu", fragte Pinot und verlor für Sekunden die Erinnerung an den letzten Kuß aus dem Gedächtnis, „nanu, was haben Sie vor?"

„Ich bastele im Bastelklub", sagte der Bekannte und rang sein schweißtriefendes Taschentuch aus.

„So, Sie basteln", sagte Jan Pinot begierig. „Was denn?"

„Radio bastele ich."

„So Radio basteln Sie," flüsterte Jan Pinot ergriffen und ging. Seit jenem Tage bastelte er auch. Er war nach einer schlaflosen Nacht, in der er über seine moralische Verkommenheit nachdachte, einem Bastelklub beigetreten, der ihn wegen seines Fleißes nach acht Tagen zum Vorsitzenden wählte.

Jan Pinot bastelte. Nur zu seinem Vergnügen. Selbstverständlich. Zu Hause hatte er einen Zwölfröhrenempfänger mit Zentralheizung und Ventilation. Damit fing er an.

Er bastelte ihn äußerst vorsichtig, an Hand von einem Fachlexikon. Sie Sache ging glänzend.

Es war ein wirkliches Vergnügen, selbst etwas zu leisten. Molly wird staunen, lächelte Jan Pinot und vergaß zum ersten Male das verabredete Rendezvous. Molly staunte natürlich nicht, sondern nannte ihn am nächsten Tage telephonisch einen Idioten. Was wieder zur Folge hatte, daß sich seine glühenden Empfindungen für sie beträchtlich abkühlten. Was verstand sie vom Basteln, von den Trieben seiner Seele. Nichts!

Selbstverständlich ging er nunmehr in der Bastelei vollständig auf. Ein Sperrkreis umzog ihn, sein Dasein bestand aus dem Studium doppelter Zylinderspannungen und Gitterspannungen, die mit den Gitterspannungen seiner vergangenen Abenteuer nichts gemein hatten.

Das Zusammenbasteln so einer Sache war natürlich bei dieser Kompliziertheit beträchtlich schwieriger. Es regte unbekannte Kräfte in ihm an. Pluspole und Schaltungspläne stellten jede Erinnerung an Molly in den Schatten. Sie war für ihn tot.

Dafür aber auch die Erinnerung an die alte Zusammensetzung des Zwölfröhrenapparates mit der Zentralheizung und der Ventilation.

Stundenlang saß er bei den Neutralisationsspulen. Verbrauchte zweiunddreißig Kilogramm Litze, lieferte hundertneunundneunzig Röhren und legte zum besseren Halt das ganze Werk in Gummi arabicum.

Als er nach sechsundsechzig Tagen mit dem Zusammenbau fertig war, legte sein ahnungsvolles Kanarienvogelweibchen versehentlich ihre zwei Eier in den Kasten. Der Apparat wurde abends im Kreise des Bastelklubs seiner Bestimmung übergeben, und nach zwei Stunden schrien die jungen Kanarienhähne in ihm. Die Zentralheizung mit Verstärkung hatte gewirkt.

Es gab eine Sensation. Die Zeitungen bemächtigten sich der Angelegenheit — der Konzern für künstliches Brutwesen versuchte diesen sonderbaren Radioapparat der nebenbei einwandfrei funktionierte, zu erwerben. Pinot ließ ihn patentieren.

Die Versöhnungsversuche Mollys wies er selbstverständlich zurück.

Die erste Erfindung des berühmten Jan Pinot war ein Produkt des Zufalls. Eine lächerliche Fügung fadenscheiniger Ereignisse.

Gletscherwanderung von 195 Kilometern

„Eine der für die Erforschung schwierigsten Gegenden der Welt" hat Sven Hedin den Kara-Korum genannt; dem nimmer rastenden Pioniergeist europäischer Bergsteiger aber haben diese Eiswüsten ihr Geheimnis preisgegeben. In aller Stille, fern von jeder Sensationshascherei, nur von zwei Schweizer Bergführern und einem indischen Topographen begleitet, hat Ph. Chr. Visser mit seiner mutigen, berggewohnten Frau und einem Freund die vier- bis fünftausend Meter hohen Pässe des Kara-Korum überwunden, ist über das beängstigende, bis zu 60 Kilometer lange Spaltengewirr riesiger Gletscher vorgedrungen, so daß selbst die bewährten Führer bedenklich den Kopf schüttelten. Solche Touren in einem Gebiet, das auf den Karten als weißer Fleck „unerforscht" erscheint, sind alpine Großtaten, die sich würdig den berühmten Leistungen der Pioniere in den Alpen anschließen. Es ist eine andere Art Bergsteigen in den weglosen Hochgebirgen Asiens als in den durch Wege und Hüttenbauten erschlossenen Alpen. Allein die Schwierigkeiten des regelmäßigen Verpflegungsnachschubs, der ganz auf den Schultern bergsteigerisch ungeschulter und dazu noch abergläubischer Kulis ruht können eine solche Expedition zum Scheitern bringen. Eine besonders packende Stelle des soeben bei Brockhaus in Leipzig erschienenen Visserschen Buches „Zwischen Kara-Korum und Hindukusch" ist die Schilderung des letzten Reiseabschnittes, der der Erforschung des Batura-Gletschers galt. Dieses Gletschergebiet war nie zuvor betreten worden. Es war nur bekannt, daß sich dort ein ganzer Kranz von gewaltigen Schneebergen befand die zum erstenmal von Major Mosen im Jahre 1913 gesichtet worden waren. Er hatte damals auch ihre genaue Lage festgelegt Es lag also auf der Hand, zu vermuten, daß der Batura-Gletscher dessen Unterende bis quer über das Hunzatal geschoben ist, von diesen hohen Bergen umringt und gespeist wird. In diesem Fall mußte der Eisstrom von gewaltigem Ausmaß sein.

Der Batura war in seinem unteren Ende dermaßen zerrissen, daß es unmöglich war, ihn gleich zu begehen. „Wir betraten ihn" so schreibt Visser, „zwei bis drei Kilometer weiter oben, an einem Punkt, den wir nur auf einem ziemlich großen Umweg erreichen konnten. Zuerst mußten wir den Pasugletscher queren und dann einen unbedeutenden Paß überschreiten, der uns über den Bergrücken zwischen Pasu- und Batura-Gletscher führte. Wir lagerten hoch über dem Batura auf einer prächtig gelegenen Bergweide, wo Hirten wohnten; sie versorgten uns mit Rahm und Milch. Es war ein herrlicher Abend. Die ganze Luft schien erfüllt mit goldenem Staub, der langsam emporschwebte, bis er im Himmelsraum verschwand, wo nacheinander die Sterne aufblitzten. Die beiden ersten Märsche waren eine angenehme Ueberraschung. Ein Hirtenpfad lief durch die Bergwand, die hier und da mit Gras, Rosensträuchern und Blumen bewachsen war Dieses Stück war nicht allzu ermüdend. Zwischen Bergwand und Eis lag eine Reihe kleiner Seen, Eisblöcke trieben darauf und spiegelten sich in dem stillen, blaugrünen Wasser. Je weiter wir kamen, um so schöner wurden die Schneeberge, die langsam auseinander traten, um neue Naturwunder zu enthüllen. Zwischen diesen herrlichen Bergen schlängelte sich der königliche Gletscher. Am dritten Tage wurde das Vorwärtskommen am Südufer schwieriger. In einigen drei Stunden querten wir hinüber auf die Nordseite und wurden durch ein Moränental — zwischen Gletscher und Bergwand — von etwa einem halben Kilometer Breite überrascht. Es war eine Sandfläche, mit Tannen bewachsen und von Rosensträuchern, Blumen und schönen Laubbäumen umsäumt. Wir fanden hier einige kleine Hirtenhütten aus Baumstämmen gefügt, die pyramidenförmig gegeneinander gestellt waren — und dies 20 Meter oberhalb des Gletscherendes! Gegenüber, kaum drei Kilometer entfernt, standen die Randberge des Batura, eine Mauer aus Schnee und Eis, in der Sonne glänzend, unsagbar groß, unnahbar, furchterweckend. Dies waren keine einzelnen Berge mehr, es war ein Bergkamm, der sich nach Westen erstreckte, soweit das Auge reichte, ein Bergkamm, aus dem sich eine Reihe von Gipfeln bis nahezu 7800 Meter erhob.

Die beiden folgenden Märsche brachten uns bis ungefähr 30 Kilometer oberhalb des Gletscherrandes. Wir waren nun in einem Gebiet, wohin die Hirten nicht mehr kommen. Das Moränental ward enger und war merkwürdigerweise von einem großen Bach durchströmt, denn gewöhnlich sucht sich das Wasser seinen Weg unter den Gletscher durch. Das Haupttal wurde auch enger, die ganze Umgegend wilder, und soweit das Auge reichte, erstreckte sich der Eisstrom westwärts. Von links und rechts erhielt er den Zufluß von Seitengletschern . An diesem Abend fanden wir einige 50 Kilometer oberhalb des Gletschers eine kleine Blumenoase in einem Seitental neben einem malerischen kleinen See. Uns gerade gegenüber baute sich auf der anderen Seite des Tales noch stets die unsagbar großartige Eis- und Schneewand auf. An einigen Stellen war sie durch mächtige Schluchten gespalten, aus denen fleckenlos weiße Seitengletscher als zerbröckelnde Eismasse herniederhingen. Lawinen donnerten Tag und Nacht, ein ebenso großartiges wie furchterweckendes Schauspiel. Am sechsten Tag glaubten wir den Ursprung des Gletschers vor uns zu haben, nämlich dort, wo die letzte Reihe hoher Berggipfel emporsteigt. Das würde dem Gletscher eine Länge von ungefähr 48 Kilometer geben. Aber der Batura, der uns schon so viele Ueberraschungen bereitet hatte, hatte noch eine andere, große aufgespart. Denn als wir am siebenten Tag zwischen Eistürmen und Spalten vorwärts kletterten, rief Perren plötzlich: „Herr, dies ist noch nicht das Ende des Gletschers, was wir hier sehen. Er krümmt sich nach Norden." Es war kein Zweifel mehr möglich: mit scharfer Krümmung kam der Gletscher aus Norden, und als wir diese Krümmung erreicht hatten und

dachten nun in jedem Fall das Ende zu schauen, da sahen wir nun ein wildaufgepeitschtes Eismeer, das hinter einer neuen Krümmung verschwand. Kein Zweifel, der Batura war ein Gletscher, der außerhalb der Polgebiete zu den größten der Erde gehörte. An diesem Tag fanden wir die Lösung des Problems noch nicht. Inmitten ragender Eistürme und ragender Spalten schlugen wir das Lager auf, um der Lawinengefahr zu entgehen, die mit jedem Tag größer wurde. So häufig ereigneten sich diese Schnee- und Eisstürze, daß es gar nicht schwierig war, sie zu photographieren." Visser hat den riesigen Batura seiner ganzen Länge nach samt seinen Seitengletschern erforscht. Unsagbar waren die Schwierigkeiten, die sich ihm auf diesem Weg entgegenstellten. 195 Kilometer hatte er mit seiner Begleitung über und längs einem einzigen Gletscher zurückgelegt, 20 Tage lang war er durch ein und dasselbe GletscherTal gezogen. Der Batura-Gletscher ist insgesamt 58 Kilometer lang, dabei meistens zwei bis drei Kilometer breit und vermutlich einige hundert Meter dick. Dazu kommen dann noch die Seitengletscher, von denen einige das Ausmaß der größten alpinen Eisströme haben. „Ein sonderbares Gefühl", so schreibt Visser in seinem Buch, „überkommt mich bei dem Gedanken, daß wir die ersten Sterblichen sind, die diesen Gletscher wahrscheinlich den viertlängsten Innerasiens, nicht nur in seiner Gesamtheit gesehen, sondern auch seiner ganzen Länge nach beschritten haben. Der längste Gletscher auf Erden — mit Ausnahme der Polgebiete —, der Siachem im Oberen Nubra-Tal, hat eine Länge von ungefähr 71 Kilometer. Der Hispar, der Baltora und Biafo, diese Rieseneisströme, die seinerzeit ihre Entdecker in Erstaunen versetzt haben, sind ungefähr ebenso lang wie der Batura oder kürzer. Zum Vergleich möge dienen, daß der größte bekannte Himalaya-Gletscher nur eine Länge von etwa 16 Meilen oder 25.5 Kilometer hat."

Was man aus Vogelstimmen hört

Im Mai ist das große Konzert der Vögel, das die Natur alljährlich zur Frühlingsfeier veranstaltet, zur glanzvollsten Entfaltung gediehen. Die besten unter den gefiederten Sängern sind dann da, vor allem die Nachtigall, und lassen den Wohllaut ihrer Kehle ausströmen. Andachtsvoll hat der Mensch zu allen Zeiten diesen Urlauten gelauscht und immer wieder versucht, diese Rufe der Vögel in die menschliche Sprache umzusetzen. Manche Vögel sind danach genannt worden, wie z. B. der Kuckuck, der in Sanskrit Kobila, griechisch Kokkyx, lateinisch Cuculus heißt. Die ganze Fülle der Töne, die die Vögel bei ihrem Gesang ausstoßen, hat zum ersten Male der große Komödiendichter der Antike Aristophanes in Versen wiederzugeben versucht, und zwar in seiner unerreichten Verklärung dieser luftigen Welt in seinen „Vögeln", in denen sich z. B. Nachtigall und Wiedehopf so vernehmen lassen: „Epopopopopopopopopopoi / Jo, io, ito, ito ito, ito / Tio, tio, tio, tio, tio, tio, tio / Trioto, trioto, totobrix / Torotorotorotorotiy / Kikkabau, kikkabau / Torotorotorolililix." Der Ruf des Kuckucks ertönt schon früh in den meisten Literaturen, so z. B. in dem bekanntesten Frühlingslied des angelsächsischen Schrifttums. Auch Walther von der Vogelweides bekanntes „Tandaradei ist zweifellos die Nachahmung des Vogelgesangs, wie überhaupt die Dichter von „Minnesangs Frühling" nicht selten solch melodische Vogelrufe in ihre Verse einflechten. So malt z. B. Oswald von Wolkensteine den Gesang der Nachtigall durch die Laute „Zizifigo-zizifigo", während ein altfranzösischer Dichter im Lied der Nachtigall die Worte „fier fier occi occi" vernimmt. Wie die Dichtung, so hat sich auch die Musik der Vogelstimmen bemächtigt. Die erste eingehende Klangmalerei dieser Art finden wir in dem „Chant des oiseaux" eines Komponisten des 16. Jahrhunderts, Jannequin. Da wird das Durcheinanderzwitschern wiedergegeben: „Farirariron / Fereley joly". Aus dem Chor der Sänger hört man die Stimme der Drossel heraus: „Choity, thouy, thouy / Toyque, dytu, que dytu", oder der Nachtigall: „Oy, ty oy ty, oy ty, oy ty / Trr qui lara, qui lara", oder der Lerche: „Fere lire ly ty! / Piti fere li". Die Komponisten der Renaissance haben dann vielfach das Vogelkonzert in ihren Schöpfungen aufzufangen gesucht, und Aehnliches findet sich auch im Volkslied, wo man immer wieder versucht, aus den Vogelstimmen sinnvolle Worte herauszuhören. Man denke nur an die vielen Lieder vom „Wachtelschlag", von denen die Beethovens und Schuberts die schönsten sind. Was hat man nicht alles aus dem Ruf der Wachtel herausgehört? „Walte Gott!", „Fürcht mich nicht", „Tritt mich nicht", „Harte Zeit", oder aus dem Gesang der Nachtigall die schwermütigen Worte: „Zurück, zurück", oder „Zu spät, zu spät".

Erst viel später hat die Wissenschaft, durch diese musikalischen Versuche beeinflußt, die Lautfolgen der Vogelstimmen genau festhalten wollen. Der erste, der das unternahm, war der gelehrte Polyhistor Athanasius Kircher, der in seiner 1650 erschienenen „Musurgia universales" auch den Vogelstimmen ein Kapitel widmete. Der Hahn ruft nach seiner Niederschrift „Cuculi cu", die Henne beim Eierlegen „Totototo to, totototo to", die Wachtel „Bike kik, biki bik". Auch die schwierigste Aufgabe auf diesem Gebiet, die Wiedergabe des Nachtigallenschlags, ist ihm nicht schlecht gelungen. In neuester Zeit freilich ist man dann in dieser Hinsicht viel weiter gekommen, ganz abgesehen von der Festhaltung des Vogelgesangs im Grammophon, die die Lautbilder ganz genau reproduziert. Eine große Anzahl von Ornithologen hat sich mit der genauen Niederschrift der Vogelstimmen beschäftigt. Als Probe sei die Aufzeichnung von 15 Nachtigallstrophen mitgeteilt, die der berühmte Vogelkenner Naumann gegeben hat: „1. ih ih ih ih ih watiwatiwatiwati! 2. diwati quoi quoi quoi quoi quoi quoi. 3. italülülülülülülülü watiwatiwatih! 4. Ihih ita girarrrrrrrrr itz. 5. lü lü lü lü lü lü lü lü watitititi. 6. twoi woiwoiwoiwoiwoiwoi ih. 7. lü lü lü lü lü lü lü dahidowitz. 8. twor twor twor twor twor twor twor twor tih. 9. dadada, jetjetjetjetjetjetjetjet. 10. tütütütütütütü qui zatnzatnzatn. 11. iht iht ihi iht iht iht zirbading. 12. i i i i i i i i a zatn zi. 13. rihp, rihp, rihp, rihp, rihp, rihp, rihp ih! 14. zezezezezezeze zäzäzäzäzäzäzä zazazazazazazi. 15. jih jih güh güh güh güh güh dadahidowitz". Noch eingehender hat sich Bernhard Hoffmann in seinem Werk „Kunst und Vogelgesang" mit den feinsten Einzelheiten der Vogelstimmen beschäftigt und festgestellt, daß die Nachtigall, die doch als die „Primadonna" unter den Vögeln gilt, in ihren Tonfolgen sich mit anderen Sängern, wie der Amsel oder Grasmücke, an Abwechslung und Reichtum nicht messen kann. Nur ist die Rhythmik des Nachtigallengesangs besonders eindrucksvoll und mannigfaltig. Hoffmann hat den Gesang der Dresdener Nachtigallen besonders studiert. Aber die Vögel singen nicht überall gleich, sondern die Kenner sprechen von verschiedenen „Dialekten" der Vögel, wobei man allerdings nicht so weit gehen darf, zu glauben, daß die Nachtigallen von Elbflorenz „sächseln" oder die am Kahlenberg „Wienern".

Lustige Ecke

Zurückgegeben. Strafanstaltsdirektor, in dem Personalakten des neu eingelieferten Gefangenen blätternd, kopfschüttelnd und ärgerlich über sich selbst: „Es ist doch eigenartig, daß die größten Lumpen immer die tüchtigsten Menschen sind!" — Sträfling: „Verzeihen Herr Direktor! Ich wollte in meinem Leben auch einmal Zuchthausdirektor werden, und dazu muß man doch mindestens vorher nachweisen, daß man ein tüchtiger Mensch ist!"

*

Des Iren Klage. Einem Irländer erzählte seine Frau eines Morgens, daß in der Nacht ein furchtbares Gewitter gewesen sei. „Warum hast du mich denn nicht geweckt?" klagte er. — „Du weißt doch, daß ich beim Gewitter nicht schlafen kann."

*

Der verzweifelte Liebhaber. „Ich kann ohne Sie nicht leben. Wollen Sie meine Frau werden?" — „Lieber Freund es sind doch erst einige Wochen her, daß ich Ihnen einen Korb gegeben habe!" — „Mein Gott, waren Sie das?"



„Wenn ich erfahre, daß du mit diesem Bengel flirtest, dann kannst du was erleben!"

„Keine Sorge! Du wirst nie etwas erfahren."
